

**HEYNE <**



Rod Stewart

# ROD

## Die Autobiografie

Aus dem Englischen von  
Johanna Wais, Stefan Rohmig, Lisa Kögeböhn,  
Bernd Gockel und Jörn Ingwersen

**HEYNE <**

Die Originalausgabe erschien 2012 bei Century,  
Random House Publishing Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2012 by Rod Stewart  
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Matthias Michel und Kristof Kurz  
Umschlagillustration: © Penny Lancaster  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design,  
München, nach der Vorlage des Originalverlags  
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2012

Die Verwertung des Textes, auch auszugsweise,  
ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

ISBN-13: 978-3-453-20023-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## VORWORT

*In dem der Held unserer Geschichte  
während eines Höhenflugs den Vogel abschießt.*

Wir nennen es »die Kurve kratzen«, und es ist der weltbeste Weg, nach Konzerten den Stau zu umgehen. Nach der letzten Zugabe verneige ich mich schweißüberströmt ein letztes Mal vor der jubelnden, applaudierenden Menge und jogge dann von der Bühne – und jogge weiter auf die Seitenbühne, wo mir jemand im Vorbeilaufen ein Handtuch umlegt. Die Halle bleibt dunkel, die Menge verlangt weiter nach einer dritten Zugabe. Aber ich renne bereits die neonbeleuchteten Backstage-Korridore hinunter, wo die Luft nach der Hitze auf der Bühne plötzlich kühl erscheint, durch den Hintereingang der Arena ins wartende Auto, während das Klatschen und Stampfen hinter mir abebbt, bis das Klappen der Limousinentür es gänzlich aussperrt und der Wagen mich fortbringt.

An diesem speziellen Abend im Juli 1995 bringt er mich zu einem Privatflugzeug, das auf einem Flugplatz nahe Göteborg wartet. In der Limo liegt Kleidung zum Wechseln für mich bereit, in die ich während der Fahrt schlüpfte. Hinter mir eine Konzerthalle mit dreißigtausend schwedischen Fans, vor mir ein kurzer Flug nach London, in der Gesellschaft einiger Mitglieder meines Teams, die ebenfalls die Anweisung hatten, nach der Show »die Kurve zu kratzen«. Die Tour zu *Spanner in the Works*

hat im Juni begonnen und soll noch bis Mai des kommenden Jahres laufen, aber der Zeitplan lässt einen Besuch zu Hause zu.

Der Moment, in dem das Flugzeug beschleunigt und von der Startbahn abhebt, ist immer der Moment, in dem ich mich entspanne und endlich die Beine ausstrecke. Der Adrenalinausstoß der letzten zwei Stunden flaut wieder ab, ich genieße die Aussicht auf eine Nacht im eigenen Bett und freue mich auf das Essen, das die Bordcrew mir in Kürze zubereiten wird, auf das Glas kühlen Weißwein dazu und die Zufriedenheit am Ende eines Arbeitstages.

Nur dass diesmal ...

*Rumms!*

»Was zur Hölle war das?«

Wir sind kaum im Steigflug, als auf der linken Seite ein harter Ruck zu spüren ist.

»War das der Flügel?«

Das Flugzeug geht plötzlich in Schräglage, fängt sich dann nach und nach wieder.

»Was ist los?«

Vor Schreck stocksteif in meinen Sitz gepresst, schaue ich mich in der Kabine um und suche Aufmunterung in den Gesichtern der anderen. Neben mir sitzt mein guter Kumpel Alan Sewell – der solide, verlässliche Big Al, ein Gentleman, der eigentlich Gebrauchtwagenhändler von Beruf ist, aufgrund seines beeindruckenden Körperbaus jedoch häufig für meinen Leibwächter gehalten wird –, kreidebleich im Gesicht und zitternd wie Espenlaub.

Mir gegenüber sitzt Annie Challis, Teil meines Managements. Sie wirft mir einen beruhigenden Blick zu und sagt: »Es ist sicher alles in Ordnung, mein Lieber.« Der beruhigende Blick scheint sie jedoch einige Überwindung zu kosten, was den gewünschten Effekt ziemlich abschwächt.

In Annies Nähe hat sich mein geschätzter und allwissender Manager Arnold Stiefel in die neueste Ausgabe von *Architectural Digest* vertieft. Er blättert als Einziger ungerührt weiter in seinem Magazin, obwohl mir auffällt, dass er prüfend schnuppert. Sekunden später verkündet er fröhlich: »Es riecht genau wie an Thanksgiving.«

Recht hat er. Der erstaunlich schmackhafte Geruch von gebratenem Geflügel zieht plötzlich durch die Kabine. Reichlich seltener Augenblick, mir mein Essen aufzuwärmen.

Es bleibt allerdings keine Zeit, um sich weiter darüber zu wundern. Der Pilot meldet sich aus dem Cockpit: Wir kehren um zum Flughafen. Er klingt relativ entspannt. Aber das tun sie ja eigentlich immer. Dafür werden sie schließlich bezahlt.

Die folgenden Minuten, in denen unser Flugzeug stockend wendet und sich für den Sinkflug vorbereitet, dauern Ewigkeiten. Big Al zittert weiterhin, und Annie wirft mir weiterhin beunruhigend beruhigende Blicke zu. Arnold hat das Magazin weg- und seine selbstsichere Haltung abgelegt und studiert nun eingehend die laminierten Sicherheitshinweise, als wolle er gut auf alle Eventualitäten vorbereitet sein.

Von einem kalten Angstschauer überlaufen, frage ich mich: War es das? Ist meine Zeit jetzt gekommen? Klar, ich hatte ein erfülltes Leben – spektakulärer, privilegierter und abwechslungsreicher, als ich je zu träumen gewagt hätte, mit mehr Abenteuern, Reichtum und Liebe, als mir zustand. Trotzdem: Wird es so enden – in den Armen von Big Al auf einem Acker in Schweden?

Durch das Fenster der stark sinkenden Maschine sehe ich eine schaumbedeckte Landebahn und um das Rollfeld herum unzählige Blinklichter von Rettungsfahrzeugen.

Irgendwie schaffe ich es, die Nerven zu behalten. Ich reiße mich zusammen, bleibe ruhig und gefasst. Wenn es so sein soll,

soll es eben so sein. »Alles ist gut«, sage ich leise. Dann etwas lauter: »Alles ist gut.« Dann rufe ich halblaut: »Alles ist gut!« Und schließlich in einem schrillen, anschwellenden Schrei: »Alles ist gut!«



Es war alles gut. Offenbar ein Vogelschlag. Ein Pechvogel aus einem Gänseschwarm, der ins Triebwerk gesaugt wurde. Der Vogel war hinüber, das Triebwerk auch. Zum Glück hatte das Flugzeug ein weiteres und konnte damit landen. Das wäre nicht das erste Mal in meiner langen Karriere gewesen, dass ich den Boulevardblättern eine Schlagzeile auf dem Silbertablett serviert hätte: »Gänsehautflug: Rod schmückt sich mit fremden Federn.«

Übrigens hatten wir doppeltes Glück im Unglück. Nachdem wir zur Band ins Hotel zurückgefahren waren, um uns dort ein paar starke Drinks zu genehmigen und den Vorfall dramatisch nachzuspielen, erfuhr ich, dass unser Pilot gerade am Vortag einen Auffrischkurs zur Kontrolle von Flugzeugen bei einem Triebwerkausfall besucht hatte.

Das fasst mein Leben ganz gut zusammen. Die meiste Zeit glich es einer langen, luxuriösen Flugreise. Manchmal stößt so eine Maschine allerdings mit einer Gans zusammen.

Und irgendwie bleibe ich jedes Mal, wenn sie das tut, am Leben und kann davon berichten.

## KAPITEL 1

*In welchem unser Held geboren wird und kurz  
darauf ein sechsjähriger weltweiter Konflikt endet.  
Und in welchem unser Held zur Schule geht und,  
kurioserweise, eine große Abneigung gegen das  
Singen in der Öffentlichkeit entwickelt.*

Offensichtlich war ich ein Versehen. Irgendeine Unachtsamkeit in der Abteilung für Familienplanung. Ein »unforced error«, ein vermeidbarer Fehler, wie man im Tennis sagen würde. Wie sonst lässt sich erklären, weshalb Bob und Elsie Stewart im Alter von zweiundvierzig beziehungsweise neununddreißig Jahren – mit bereits vier Mäulern, die gestopft werden wollten, das jüngste Kind schon zehn – plötzlich auf die Idee kommen sollten, noch eines in die Welt zu setzen. Und warum ausgerechnet *mitten im Zweiten Weltkrieg?*

Daher der Familienscherz: »Roddy war Dads Ausrutscher. Im Gegensatz zu seinen sonstigen Ausrutschern jedoch ein ziemlich lukrativer.«

Man hat mir jedoch nie das Gefühl gegeben, das Resultat eines Missgeschicks zu sein. Im Gegenteil, trotz (oder vielleicht wegen) meiner späten Ankunft wurde ich liebevoll empfangen – von meinen sechs engsten Angehörigen zumindest. Von Hitler weniger. Der Ort, an dem ich am 10. Januar 1945 zur Welt kam, war ein kleines Schlafzimmer im obersten Stock eines Rei-

henhauses in der Archway Road im Londoner Norden, dessen Fenster so oft durch das Nachbeben der deutschen Bomben zerborsten waren, dass Dad sie schließlich zur Schadensbegrenzung mit Brettern vernagelt hatte.

Der schlimmste Teil der Luftangriffe war da schon überstanden, und tatsächlich sollte in Europa der Krieg vier Monate später vorüber sein. Doch während Mum mit mir schwanger war, hatten die Deutschen ohne Rücksicht auf mein Kindeswohl London bombardiert: zuerst mit V-1-Raketen, unter dem lustigen Namen »Doodlebug« bekannt, und, weniger lustig, als »Buzzbombs« wegen des Geräuschs, das sie machten, bevor sie dich töteten. Gegen Ende der Schwangerschaft und in meinen ersten Lebenstagen als Wickelkind schickten sie dann die noch heimtückischeren V-2-Raketen von der französischen Küste aus über den Kanal.

Diese miesen Dinger hinterließen gerne mal einen über sieben Meter tiefen Krater, wo vorher ein Haus gestanden hatte. Klar, dass unter eine einschlagende V-2 niemand geraten wollte, egal ob schwanger, in Windeln oder keins von beiden.

Es heißt, nicht mal eine Stunde nach meiner Ankunft habe eines dieser Geschosse ganz unfeierlich die nur eine Dreiviertelmeile entfernte Highgate-Polizeistation in Schutt und Asche gelegt – und damit die Feierlaune anlässlich meiner Geburt etwas verdorben, uns zugleich aber eine wichtige und eindrückliche Lektion über die Zukunft, das Schicksal und die Vergänglichkeit unseres Erdendaseins mit auf den Weg gegeben. Eine hübsche kleine Parabel, doch leider stimmt kein Wort davon – sie ist nur eine jener Legenden, Fabeln und glatten Lügen, die im Namen der Publicity verbreitet werden. Im Laufe dieser Erzählung werden wir noch reichlich Gelegenheit haben, sie auseinanderzunehmen. Auf jeden Fall lagen zwischen meiner Geburt und dem Einschlag in der Polizeistation mehrere Wochen.

Gleichwohl stand das Leben in London immer auf Messers Schneide, und alle Überlebenden verband die Freude, es geschafft zu haben – erst recht, wenn das Haus, wie unseres, in Sichtweite eines Bahn-Betriebshofes lag, wodurch es unbeabsichtigt schlecht zielende Bomber regelrecht anzog. Als meine Mum mit mir schwanger war, heulten meist gegen halb zwei Uhr nachts die Sirenen, und Mary, mit siebzehn Jahren die Älteste, holte meinen Bruder Bob und meine Schwester Peggy aus den Betten, steckte sie in ihre Mäntel und führte sie, jeden mit seinem Kissen unter dem Arm, in den pechschwarzen Garten und dann hinunter in den Anderson-Unterstand unserer Familie – sechs von der Regierung zur Verfügung gestellte Wellbleche, aus denen eine Baracke gebaut und halb in den Boden eingelassen worden war. Auf das Dach geworfene Erde und Sandsäcke dienten als zusätzlicher Schutz vor Druckwellen. Dann krochen sie alle in die schmalen Stockbetten aus Metall und versuchten trotz des Lärms und ihrer Angst bis zum Morgen zu schlafen. Mein Bruder Don, damals fünfzehn, blieb lieber in seinem gemütlichen Bett zu Hause – zumindest so lange, bis einmal in der Nähe etwas herunterkam und das ganze Haus erbeben ließ. Von da an besaßen die Metallbetten im Garten für ihn auf einmal eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Klar, Tausende anderer Londoner Familien waren in Sicherheit – die Kinder wurden evakuiert, aufs Land geschickt und übergangsweise von freundlichen Bauern adoptiert; dort war die Gefahr geringer, dass eine Rakete durchs Dach schlug. Meine Familie hatte darüber gesprochen und entschieden, dass sie eine Trennung nicht ertragen würde – weder die Kinder von den Eltern noch andersherum. Das Motto der Stewarts lautete: »Wenn wir gehen, dann zusammen.« Wir waren in dieser Hinsicht sehr clanmäßig. Und sind es bis heute.

Das bedeutete allerdings nicht, dass jedes Familienmitglied alles erfuhr: So hatte Don zum Beispiel keine Ahnung, dass

Mum schwanger war. Das sagt einiges darüber aus, wie zu jener Zeit über Sex und seine Folgen gesprochen wurde – oder eben gerade nicht. Don wunderte sich etwas, dass seine große Schwester so viel strickte (besonders im Luftschutzraum zum Zeitvertreib). Und hätte man ihn sehr eindringlich gefragt, wäre er wahrscheinlich damit herausgerückt, dass ihm der zusehends größer werdende Umfang seiner Mutter merkwürdig vorkam. Also erfuhr er davon zum ersten Mal an jenem Mittwochabend, als er gefragt wurde, ob er hinaufgehen und das Baby sehen wollte.

Meine Schwester Mary dagegen wusste Bescheid. Sie war so aufgeregt, als wäre sie selbst schwanger, und je näher der Geburtstermin rückte, desto rascher eilte sie von ihrer Arbeit nach Hause. Mittwoch war ihr Rollschuhabend. »Es kommt heute noch nicht«, beruhigte Mum sie. Also ging sie zum Rollschuhlaufen. Zu diesem Zeitpunkt mussten bei meiner Mutter schon die Wehen eingesetzt haben, denn bis meine Schwester zurückgekommen war, ihre Rollschuhe ausgezogen hatte und die Treppe hinaufgerannt war, hatte sie schon ein weiteres Brüderchen bekommen: Roderick David Stewart. Mary war wie vom Donner gerührt – nicht, weil sie mich in meiner strahlenden, neu geborenen Pracht erblickte, sondern wegen Mum, die völlig erschöpft und kreidebleich im Bett lag. Da begriff sie, was ihre Mutter durchgemacht und warum sie sie fortgeschickt hatte: um ihr die Details zu ersparen.

Mein Vater nahm die neue Situation erstaunlich gelassen, dabei hat er sicher darüber nachgedacht, wie er nun zurechtkommen sollte. Er stammte aus Schottland, aus Leith, nördlich von Edinburgh, hatte einige Zeit bei der Handelsmarine verbracht und war dann seinen Brüdern nach London gefolgt, um dort zu arbeiten. Meine Mum, eine gebürtige Londonerin, hatte er bei einer Tanzveranstaltung im Tufnell Park kennengelernt. Als ich

auf die Welt kam, arbeitete er zwölf Stunden täglich als Klempner, kam abends um sieben nach Hause, zog seine Stiefel aus und legte seine qualmenden Füße neben dem Feuer hoch. Die langsam warm werdenden Socken stanken erbärmlich. Dad trank niemals. Einmal war er auf irgendeiner Baustelle abgefüllt worden und hatte noch an Ort und Stelle dem Alkohol abgeschworen.

Dafür rauchte und wettete er (am liebsten auf Pferde), und ein fünftes Kind würde ihm kaum aus seiner gelegentlichen Geldknappheit helfen. Der Vermieter unseres Hauses in der Archway Road 507 hieß Grattage, und noch heute spüre ich einen kalten Hauch von Angst und Abscheu, wenn ich diesen Namen nur höre. »Grattage kommt! Schnell weg!«

Die Archway Road war eine laute, verkehrsreiche Durchfahrtsstraße mit lauter kleinen Läden. Sie lag in einem Arbeiterviertel – das vornehmere Highgate befand sich weiter nördlich. Ein Oberleitungsbus hielt genau vor unserer Haustür, und der Wind blies die weggeworfenen Fahrscheine in die Abflussrinne vor unserem Keller – sehr zum Verdruss meines Vaters, der sie dort ständig herausklaubte. Lange Zeit, nachdem wir weggezogen waren, wurde das Haus abgerissen, damit die Straße verbreitert werden konnte – der Gemeinderat schaffte, was Hitler nicht gelungen war. Als es noch stand, war es ein ziemlich stattliches Haus für die Familie eines Klempners. Drei Zimmer im obersten Stock, zwei im zweiten und im Erdgeschoss neben Küche und Bad das Esszimmer mit der hohen Decke, in dem ein kleiner Flügel stand, auf dem Mum und gelegentlich mein Bruder Don spielten und der Jahre später einmal Fummelexperimente mit dem anderen Geschlecht ganz brauchbar abschirmte.

Der andere Luxusgegenstand in unserem Haus war das Telefon (mit Münzkasten; man benötigte ein Dreipennystück, um nach draußen zu telefonieren) – zu jener Zeit ein nahezu bei-

spiellostes technologisches Wunder. Die geheimnisvolle, ehrfürchtige Atmosphäre, die es verbreitete, wenn es – selten einmal – klingelte, ist schwer zu beschreiben. Wer konnte das sein? Wer *in aller Welt* konnte das sein? Und wer sollte den Hörer abnehmen? Es konnte ein Weilchen dauern, bis das ausgehandelt war. Der Auserwählte meldete sich dann mit seiner Sonntagstimme: »Mount View Sechs-Eins-Fünf-Sieben.« In den Vierzigern und Fünfzigern sprach man am Telefon etwas vornehmer. Der Apparat verlangte das.

Dad brauchte das Telefon, um den Fußballverein zu organisieren, den er in seiner Freizeit managte – Highgate Redwing, einen Amateurverein mit einer ersten und einer zweiten Mannschaft. Eine Zeit lang hatte der Verein sogar eine Jugendabteilung. Meine Brüder Bob und Don spielten für die Redwings, und ich irgendwann auch. Als ich dafür noch zu klein war, sah ich ehrfürchtig zu diesen Männern auf. Sie waren meine ersten Fußballidole. Vor den Spielen am Samstagvormittag traf sich die Mannschaft bei uns; ungefähr zwei Dutzend Fußballer streunten dann in der Küche und im Flur herum und verteilten sich bis nach draußen auf den Bürgersteig. Meine fiebrige Vorfreude, wenn die Jungs vorbeikamen! Für je einen Penny wusch meine Mutter jede Woche die Trikots. Sie hievte die schlammigen Klamotten in einen riesigen Kessel und rührte sie um. Später hingen die schwarz-weißen Trikots strahlend in einer Reihe auf der Leine quer durch unseren Garten. Ein herrlicher Anblick.

Ich erinnere mich an Familienurlaube in Ramsgate an der Küste von Kent – wir Stewarts harrten alle trotz der Eiseskälte tapfer am Strand aus, wie es sich für gute Briten gehört –, viel deutlicher noch sind mir jedoch die jährlichen Ausflüge mit dem Fußballclub in Erinnerung: Meine Mutter und meine Schwestern schmierten Dutzende Sandwiches für die Vergnügungstour der Redwings nach Clacton-on-Sea, und um acht

Uhr morgens fuhren zwei Omnibusse voll mit Spielern, ihren Frauen und Kindern in der Archway Road los. Einfach himmlisch.

Genauso wie die Feiern des Fußballvereins. Vorher ging Dad immer in den Keller und verstärkte den Esszimmerboden von unten mit einem Gerüst und Brettern, und dann strömten alle herein, um zu tanzen und zu singen. Ich wurde ins Bett gebracht, schlich mich aber wieder hinunter und setzte mich unter den Flügel, von wo aus ich die Füße und die mit Kilts bekleideten Beine betrachtete. Dort wurde meine Liebe zum Gesang geweckt. Manchmal führte eine Polonaise aus dem Esszimmer hinaus, die Stufen hinunter auf die Straße und wieder zurück. Es ist nicht schwer, die Ausgelassenheit dieser Erwachsenen zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, was sie erst vor Kurzem durchgemacht hatten. Sie tanzten sich den Krieg von der Seele.

Meine Schwestern Mary und Peggy nahmen mich mit zum Speedway-Rennen in Harringay – sehr beliebt damals. Und mit Mum und Dad durfte ich manchmal ins Kino gehen, ins Rex in East Finchley, wo in der Mitte des Parketts eine tiefe Senke war: Die ersten Reihen lagen höher als die in der Mitte, die letzten noch höher. Vielleicht ein Kriegsschaden. Eines Tages, als ich acht war, sagte Mum: »Wir sehen uns *Die Ferien des Monsieur Hulot* an, das wird das Lustigste, was du je gesehen hast.« Das sind gewaltige Vorschusslorbeeren für einen Film – und durchaus berechtigt. Es war reiner Slapstick, aber trotzdem sehr subtil. Wir saßen im kaputten Parkett des Rex, und ich lachte, wie ich nie zuvor gelacht hatte, über Jacques Tati, der Chaos anrichtet, wo er geht und steht. Noch heute sind Ronnie Wood und ich große Tati-Fans.

Der große Altersabstand zwischen mir und meinen Geschwistern brachte natürlich mit sich, dass wir zu Hause rasch weniger wurden. Zuerst heiratete Mary Fred, einen Lastwagenfahrer bei

Wall's. Mein Schutzengel war also fort. Dann heiratete Peggy Jim, einen wunderbaren, Cockney sprechenden Gemüsehändler, der im Krieg bei Monte Cassino gekämpft hatte – eine Erfahrung, die er nicht vergessen konnte. Jahre später, als ich schon zu etwas Geld gekommen war, war Jim einmal bei einem unserer großen Ausflüge mit dem Flugzeug zu einem Schottland-Spiel dabei. Die Reise ging nach Italien. Jim saß dort, drehte sich wie so oft eine Zigarette, sah nachdenklich aus dem Fenster und sagte: »Man hat mir mal vierzehn Schilling die Woche bezahlt, um die Leute da umzubringen.«

Das Leben sollte es nicht gut meinen mit Peggy, die sich gerne in der Natur aufhielt und eine großartige Tennisspielerin war: Multiple Sklerose zwang sie mit Mitte dreißig in den Rollstuhl. Auch meine Mutter war wegen dieser Krankheit irgendwann auf den Rollstuhl angewiesen. Unfair.

Der Nächste, der die Archway Road verließ, war Bob; er heiratete Kim. Schließlich verließ auch Don mit sechsundzwanzig unser Elternhaus, da war ich erst elf. Als ich von seiner bevorstehenden Hochzeit mit Pat erfuhr, schmolz ich zu einem kleinen, heulenden Häuflein Elend zusammen. Genauso hatte ich geweint, als er uns wegen des Wehrdienstes verlassen hatte – allerdings hauptsächlich, weil es meine Vorstellungskraft überstieg, wie Aldershot, der Ort, an den er geschickt wurde, aussah, wie überhaupt jemand dorthin gelangen, geschweige denn zurückkehren konnte. Dieser jüngste Verrat schien jedoch endgültig. Wie konnte er mich nur verlassen? Don nahm mich mit ins West End und versuchte, mir diesen Gedanken, so gut er konnte, mit Limonade schmackhaft zu machen.

Dabei gingen meine Geschwister in Wahrheit gar nicht weit fort. Sie zogen im Grunde nur ein paar Türen weiter – im schlimmsten Fall nahmen sie eine Wohnung, die um die Ecke lag. Das Stewart-Clan-Ding eben. Ein paar Jahre später, als mich

das Interesse an meinem Aussehen richtig gepackt hatte und ich gelegentlich Marys Fön oder das Haarspray meiner Schwägerin Pat ausleihen wollte, lernte ich diese Nähe zu schätzen. Sehr praktisch.

»Total verzogen« ist in meiner Familie meist das Kürzel für meine Kindheit. Ich erhebe Einspruch. Die Begründung? In materieller Hinsicht gab es nicht viel, mit dem man mich hätte verziehen können. »Mit Nachsicht behandelt« wäre vielleicht eine passendere Beschreibung. Andererseits muss ich zugeben, dass Mary freitags nie von der Arbeit kam, ohne mir ein Spielzeug von Woolworth mitzubringen – irgendein kleines Auto oder einen Spielzeugsoldaten. War das ein Zeichen für »total verzogen«? Kann schon sein.

Ich räume auch Folgendes ein: Meine Mutter kochte gerne mal Kanincheneintopf. Bevor ich auf die Welt kam, wurde das Kaninchenherz – es war zwar klein, galt aber als Delikatesse – in vier Stückchen geteilt. Als ich dann da war, bekam ich es ganz alleine.



Als pflichtbewusster, jedoch nicht eben herausragender Schüler fiel ich durch die Eignungsprüfung nach der Grundschule, was niemanden sonderlich überraschte, und wurde in einer grauen Flanelluniform mit schwarz-weißer Krawatte auf die William Grimshaw Secondary Modern geschickt. Ray und Dave Davies von den Kinks gingen ungefähr zur gleichen Zeit auf dieselbe Schule, das fanden wir aber erst Jahre später heraus. Ich nahm immer den Bus nach North Finchley, der vor unserer Haustür abfuhr – sehr bequem. Am Ziel angekommen, musste ich dann allerdings eine Meile die Creighton Avenue hinuntergehen, das war weniger angenehm. Dafür reiste ich mit leichtem Gepäck,

wie alle Schuljungen damals. Heute hat Alastair, mein Kleiner, Taschen, Bücher, Laptops und *so Zeugs* dabei, wenn er in die Schule geht. Mir kommt es so vor, als wäre ich die gesamte weiterführende Schule nur mit einem einzigen Bleistift bewaffnet gewesen, ja eigentlich nicht einmal das, sondern bloß mit einem Bleistiftstummel, der in der Brusttasche meines Blazers steckte. Mehr brauchte ich anscheinend nicht.

Ich war halbwegs fleißig – und im Großen und Ganzen auch glücklich. Auf jeden Fall wollte ich in der Schule nicht fehlen – ich hatte Angst, nicht mehr mitzukommen. Viel geschwänzt habe ich daher nicht und war auch kein großer Unruhestifter. Bei Prügeleien stand ich meist nur daneben und sah zu. Zwar gewann ich leicht Freunde, gehörte aber nicht zu den Kindern, die auf dem Spielplatz im Mittelpunkt standen und mühelos alle Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Und als einen, der die anderen unterhielt, sah ich mich absolut nicht. Dieses Selbstvertrauen entwickelte ich erst in den verschiedenen Bands. Im Malen war ich nicht schlecht – allerdings ergab eine Routineuntersuchung, dass ich farbenblind bin. (Ich kann Braun-, Blau- und Violettöne nicht gut unterscheiden.) In den meisten Fächern kam ich zurecht, und in Sport war ich sogar ziemlich gut: Ich war Kapitän des Cricket-Teams und der Fußballmannschaft. Es gab nur eine Sache, mit der ich Probleme hatte, und das war verrückterweise der Musikunterricht bei Mr. Wainwright.

Wenn ich vor der Klasse aufstehen musste, war ich immer wie gelähmt. In Mr. Wainwrights Musikraum entdeckte ich nun, wovor ich noch mehr Angst hatte: vor der Klasse aufzustehen und zu singen. Dabei war nicht Schüchternheit mein Problem: Ich fürchtete mich vielmehr davor, lächerlich gemacht zu werden. Vielleicht bildete ich mir das nur ein, aber ich könnte schwören, dass Mr. Wainwright es auf mich abgesehen hatte: Er ließ mich aufstehen, um mit ihm vorne am Klavier ein paar Zei-

len irgendeines Liedes zu singen, und ich bebte und zitterte und versuchte kläglich, die Töne zu treffen. So erbärmlich habe ich mich niemals sonst gefühlt – unter keinen Umständen.

Deshalb entwickelte ich den Trick mit dem »Erbrochenen«.

Dazu benötigt man: ein leeres Gefäß von Shipham's Fleischpastete, etwas Kartoffelbrei (vom Teller mit dem Schuessen heruntergekratzt), etwas Möhre (ebenfalls vom Schuessen) und ein wenig Wasser. Anleitung: Am Tisch in der Schulmensa fülle man den Kartoffelbrei, die Möhren und das Wasser in das Gefäß, verühre das Ganze gut mit einem Messer oder einem anderen Utensil, das gerade zur Hand ist. Dann ziehe man sich mit dem Gefäß auf den Schulspielplatz zurück und schleudere den entstandenen Brei bevorzugt in einem ruhigen, unbeobachteten Moment auf den Asphalt. Danach rufe man den Aufsichtslehrer mit einem »Sir, ich habe erbrochen« (oder so ähnlich) herbei und zeige auf den bespritzten Boden. Und buchstäblich im Handumdrehen hat man keinen Musikunterricht mehr, sondern befindet sich auf dem Heimweg. Oder, wie in meinem Fall, unterwegs ins Kino.

Man kann also durchaus sagen, dass ich damals noch nicht mit dem Musikvirus infiziert war. Don hatte mich 1954 zu einem Konzert von Bill Haley and His Comets im Gaumont State Cinema in der Kilburn High Road mitgenommen. Don mochte Bill Haley und konnte »Everybody Razzle Dazzle« wahrscheinlich besser singen als Haley selbst. (Meine Familie erinnert mich gerne daran, dass eigentlich Don der Sänger von uns beiden ist.) Ich weiß noch, wie ich mit ihm auf dem Balkon stand und auf die wogende Masse Jive tanzender, tobender Teddy Boys in den Sperrsitzen hinuntersah und auf Haley und seine Band, die dieses Chaos hervorriefen. Der Rhythmus, die leuchtenden Karo-jacken und die Reaktionen des Publikums – das alles berührte mich, und vielleicht wurde da die Saat gelegt. Zum großen Fan wurde ich dadurch trotzdem nicht.

Zu einer kleinen Auftrittsfieberinfektion kam es jedoch, als Dad mir zum fünfzehnten Geburtstag eine Gitarre schenkte – und damit erst einmal all meine Hoffnungen zunichtemachte: Eigentlich hatte ich mir nämlich eine Tri-ang-Modelleisenbahn aus Holz gewünscht. (Der Blick aus unseren Fenstern auf den Highgate-Verschiebebahnhof und die Gleise dahinter, auf denen Züge mit Dampflok von Euston bis zum Bahnhof Alexandra Palace fuhren, hatte schon früh mein Interesse an Modelleisenbahnen geweckt, ein Hobby, das ich auch heute noch pflege – zur völlig unnötigen Überraschung mancher Leute.)

Wer weiß, warum mein Vater fand, eine Gitarre sei ein gutes Geschenk für mich. Vielleicht war sie vom Lastwagen gefallen, oder er hatte sie günstig bekommen. Jedenfalls schluckte ich meine Enttäuschung hinunter, hingte mir den Gurt mit den roten Quasten um den Hals und klimperte eine Zeit lang auf ihr herum. Und ich nahm sie mit in die Schule. Andere hatten auch welche dabei. Ein paar von uns, die ungefähr wussten, wie man eine Gitarre hält, trafen sich in der Pause auf dem Spielplatz und probierten das neueste Ding aus: Skiffle, den Sound, der den Stil der amerikanischen Jug-Bands des frühen 20. Jahrhunderts mit seinen Banjos und Waschbrettern, Töpfen und Pfannen wieder aufleben ließ. Es war die Zeit von Lonnie Donegan, und wieder war es mein Bruder Don, der »Cumberland Gap« auf Platte hatte. Wir nannten uns Kool Kats, was wir für einen ziemlich ausgefuchsten Namen hielten, und auf dem Höhepunkt der Band waren wir sieben Gitarristen und ein Typ am Teekisten-Bass. Nicht gerade ein typisches Line-up, ein wenig gitarrenlastig vielleicht. Eifrig arbeiteten wir an dem besten Lonnie-Donagan-Song: »Rock Island Line« – das war diese geniale Nummer, der auch Anfänger nicht viel anhaben konnten, und wohl der erste Song, den ich von vorne bis hinten durchsang. Vermutlich hätte die Version der Kool Kats besser geklungen, wenn einer aus der

Band gewusst hätte, wie man eine Gitarre stimmt. Doch zu diesem tiefen musikalischen Mysterium war bisher noch keiner von uns sieben vorgedrungen. Also hauten wir in die Saiten und hofften.

Zum Glück kannte mein Vater jemanden, der in das Geheimnis eingeweiht war. Ihn besuchte ich regelmäßig, um meine Gitarre stimmen zu lassen. Dummerweise wohnte er jedoch ungefähr anderthalb Meilen von uns entfernt, sodass meine Klampfe, wenn ich zu Hause ankam, schon wieder verstimmt war. Sollten in diesen ersten Gehversuchen die Anzeichen für eine zukünftige Karriere gesteckt haben, so hätte man schon sehr genau hinschauen müssen, um sie auch nur ansatzweise zu erkennen.

Was ich sonst noch an wesentlichen Gaben von der weiterführenden Schule mitbekommen habe, waren zwei Verliebtheiten, die mich nachhaltig prägten und weder in dem einen noch dem anderen Fall erwidert wurden: Meine erste große Liebe war Mrs. Plumber, die Geschichte unterrichtete und, aus meiner damaligen Sicht viel interessanter, einen Bleistiftrock trug, der kurz unter dem Knie endete; die zweite, mit dreizehn, war Juliet Truss, zwei Stufen über mir. Sie hatte lange rote Haare und riesige Brüste und war vollkommen unerreichbar. Das hinderte mich jedoch nicht daran, sinnlos vor ihrem Haus in der Nähe der Bus-Endhaltestelle Muswell Hill herumzustehen. Falls sie mich überhaupt wahrnahm, ließ sie es sich nie anmerken. Und wenn sie gefragt hätte, worauf ich wartete, hätte ich es ihr auch nicht sagen können – ich wusste es ja selbst nicht.

Gegen Ende meiner Schulzeit geriet ich in einen bedauerlichen Zwischenfall, den ich im Nachhinein aufrichtig bereue und der durch ein aufgeblasenes Kondom ausgelöst wurde, das in den Flur flog. (Dumm und kindisch, schon klar. Sie fliegen übrigens wirklich, wenn man sie fest genug aufbläst.) Dafür bekam ich die übliche Tracht Prügel (von der ich sagen kann, dass

sie verdammt wehtat), und meine hart erarbeiteten Fußball- und Cricketabzeichen wurden mir für eine Weile abgenommen. Kurz darauf verließ ich die Schule ohne Abschluss und mit einem immer noch leicht schmerzenden Hinterteil.

Ich war fünfzehn, die Welt lag mir zu Füßen, funkelnd vor Möglichkeiten, und als Nächstes würde ich ...

Ich hatte keinen blassen Schimmer.

## KAPITEL 2

*In welchem sich dem Helden die Tür zu einer Karriere im Profifußball öffnet und eine Stunde später wieder vor der Nase zugeschlagen wird. Und in welchem er allerlei schockierend niedere Tätigkeiten verrichtet, an deren Ende eine Phase rebellischen Stinkens steht.*

**P**rofußball – das klassische Ventil für ein unterqualifiziertes Arbeiterkind ohne Beziehungen. Doch auch hier muss unsere Erzählung von einigen Versionen, die im Umlauf sind, abweichen. Ihnen zufolge wurde ich im Alter von fünfzehn Jahren vom Brentford Football Club aus der englischen Profiligen als Talent gesichtet und unterzeichnete einen Vertrag als Jungprofi. Dann läuft alles wie geschmiert, ich komme von heute auf morgen in die erste Mannschaft und führe Brentford zu neuen, in kühnsten Träumen nicht für möglich gehaltenen Höhen, akzeptiere notgedrungen, dass ich den Verein so weit gebracht habe, wie man einen Verein als einzelner Spieler eben bringen kann, willige ein in einen Transfer zu einem größeren Verein – wie zum Beispiel Manchester United oder Real Madrid – und verändere die Welt des Fußballs nachhaltig.

Doch, ach (so geht eine Version der Geschichte weiter), schnell wird mir klar, dass zu den Aufgaben eines Nachwuchsspielers in einem Profifußballverein so lästige Arbeiten gehören wie die Fußballschuhe der ersten Mannschaft putzen oder die

Kabinen zu fegen – Tätigkeiten, die ich für unter meiner Würde halte und die mich veranlassen, nach etwa zwei Wochen meine Siebensachen zu packen und Brentford und dem englischen Fußball erhobenen Hauptes den Rücken zu kehren.

Ich mag diese Geschichte. Vielleicht habe ich ihr sogar in schwachen Momenten und in Fernsehinterviews mit Michael Parkinson, sagen wir ... ein wenig auf die Sprünge geholfen. In Wahrheit war ich nie Jungprofi – weder bei Brentford noch sonst irgendwo. Und ich habe auch nie die Nase darüber gerümpft, dass ich die Kabinen bei Brentford ausfegen musste, weil Brentford mich nie damit beauftragt hat. Ich habe, glaube ich, einmal in einem frühen Interview erwähnt, dass ich keine Lust auf das Schuheputzen gehabt hätte, wenn das ein Thema gewesen wäre (hätte ich *wirklich* nicht), und so nahm die Geschichte ihren Lauf. Aber, um es ganz klar zu sagen: Ich unterschrieb nie einen Vertrag bei Brentford – genauso wenig wie Gordon Ramsay je in Glasgow für die Rangers gespielt hat. (Er hat das einmal behauptet, die offiziellen Aufzeichnungen schweigen dazu.)

Nicht dass ich kein Talent für Fußball gehabt hätte – genug jedenfalls, dass Brentford für einen leuchtenden Augenblick oder zwei tatsächlich Interesse zeigte. Wie viele Jungen in meinem Alter und meiner Generation war ich genetisch darauf programmiert, unendlich viel Zeit – eigentlich so gut wie die ganze Zeit – darauf zu verwenden, einen Tennisball gegen eine Wand zu kicken. Mein Vater hielt mich nicht davon ab. Er ummantelte meinen Tennisball sogar mit einer weißen Schicht, damit ich auch nach Einbruch der Dunkelheit weitermachen und den Ball gegen die Wand des Wellington Inn kicken konnte, wohin er meine Mutter jeden Samstagabend ausführte. Manchmal unterbrach ich das Kicken kurz, um die Limonade zu trinken und die Chips zu essen, die man mir hinausgebracht hatte, und durch die verzerrenden Butzenscheiben des Pubs meine Mum mit ih-

rem Gin Tonic auf dem Tisch vor sich und der Handtasche auf dem Schoß zu sehen, daneben meinen Vater, der nichts trank.

Ich war zwar schwächlich, jedoch gut darin, meinen Gegnern den Ball abzuluchsen und an meine Mitspieler zu verteilen, also wurde ich in der Schule zunächst als Innenverteidiger eingesetzt und dann im Mittelfeld, in der Position, die damals als rechter Läufer bekannt war. (Erst als ich in Kalifornien lebte und jede Woche bei den legendären Exiles spielte, kam ich wieder auf meine angestammte Position als rechter Verteidiger. Man sagt mir nach, dass ich auf altmodische Art bei der Erfüllung meiner defensiven Aufgaben Dienst nach Vorschrift leisten würde, doch das ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Die Statistik beweist, dass ich in ungefähr fünfunddreißig Wettkampffahren die Mittellinie mindestens einmal überquert habe.)

Überdies erntete ich bereits im zarten Alter von elf Jahren frühe Lorbeeren im Spiel der Erwachsenen. Der Vorfall bleibt aus irgendwelchen Gründen in der Fußballgeschichtsschreibung weitgehend unerwähnt, aber wir wollen versuchen, seiner Bedeutsamkeit hier ein wenig gerecht zu werden. An einem Samstagvormittag hing ich wie üblich am Platz der Redwings herum. Der Reservemannschaft war gerade aufgefallen, dass sie einen Mann zu wenig hatte. Nun folgte eine Szene, die jedem vertraut sein dürfte, der schon einmal einen Fußballcomic für Jungs gelesen hat: Die Spieler versammeln sich, um sich zu besprechen. Irgendwann richten sich alle Augen gleichzeitig auf den blassen Jungen, der allein an der Seitenlinie steht und erwartungsfroh dreinblickt. Und falls an diesem Punkt nicht tatsächlich jemand »Du solltest dich wohl mal umziehen, mein Junge – sieht so aus, als wärst du im Team« zu mir gesagt hat, hätte es zumindest so geschehen sollen.

Natürlich waren mir die Klamotten viel zu groß. Das berühmte schwarz-weiß gestreifte Trikot ging mir bis zu den Knien – es

sah aus, als trüge ich ein Kleid. Dass ich mitbekam, wie mein Bruder Don, der parallel auf dem Nebenplatz für die erste Mannschaft der Redwings auflaufen sollte, besorgt zu den Spielern des gegnerischen Teams ging und ihnen kurz verklickerte, sie sollten »den Jungen verdammt noch mal nicht zu hart angehen«, verstärkte meine Unsicherheit nur noch.

Und dann? Vierzehn Minuten auf dem Platz, trabe ich einfach so daher und versenke einen Volleyschuss aus 25 Metern in den Winkel, vorbei an den vergeblich gestreckten Fingern des Torwarts. Na gut – es war ein Abstauber aus vielleicht einem halben Meter, der gar nicht hätte danebengehen können. Egal, das sehr erwachsene Gebrüll meiner Mannschaftskameraden habe ich heute noch im Ohr, und dann verbreitet sich die Nachricht zum Nachbarfeld, wo meine Brüder spielen, und auch dort erhebt sich das Gebrüll der Erwachsenen: »Hey, Don, der Junge hat tatsächlich getroffen!« In dem Augenblick war ich stolzer als je zuvor – so stolz, dass ich den Treffer noch Wochen danach in meinem Kopfkino in einer Endlosschleife ablaufen ließ.

Später spielte ich in einer Amateurmansschaft meines Alters, bei der U15 der Finchleys, in einem Trikot meiner Größe. Während dieser Zeit wurde ich von Brentford zur näheren Begutachtung einbestellt. Der FC Brentford hatte in den Dreißigern eine größere Rolle in der englischen Ersten Liga gespielt, aber als ich 1960 auf der Bildfläche erschien, befand sich der Club schon lange in einer Phase des mittelmäßigen Auf- und Absteigens zwischen Dritter und Viertes Liga. Trotzdem wurde über diese Ehre im Sportteil der Lokalzeitung, dem *Finchley Express*, berichtet. Mit der Last der Hoffnungen von ganz Finchley auf meinen ziemlich schmalen Schultern fuhr ich tief in den Londoner Westen.

Das Probetraining fand an einem lauen Sommerabend auf dem Sportplatz von Brentford statt. Wir spielten fünf gegen fünf

auf einem halben Spielfeld, und ein paar Typen in Trainingsanzügen beobachteten uns von der Seitenlinie aus. Wie ich mich geschlagen habe? Ich weiß es nicht mehr. Anscheinend waren sie nicht besonders beeindruckt, jedenfalls haben sie danach nie angerufen. Wieder einmal blieb das Telefon im Flur der Archway Road 507 stumm. Und so endete meine Karriere im Profifußball.

Pech für Brentford. Was haben sie seitdem schon gewonnen?

Mein Vater hätte sich gefreut, wäre die Sache anders ausgegangen. Schließlich war er selbst ein richtig guter Fußballer. Er hatte in London für die Vagabonds gespielt und während seines Kriegsdienstes für eine Mannschaft der Luftschutzwache. Zu Hause war er sanftmütig – er nahm mich in den Arm und kuschelte viel häufiger mit mir als Mum –, aber auf dem Platz war er kraftstrotzend, unerschrocken und zweikampfstark, ein echter Schotte eben. Einmal habe ich gesehen, wie er ein ganzes Spiel auf nassem Rasen in Straßenschuhen spielte: Er hatte seine Fußballschuhe nicht dabei, wollte die Mannschaft trotzdem nicht im Stich lassen.

Und dann war da noch die berühmte Schlacht von Highgate Woods – eigentlich ein stinknormales Samstagvormittagsspiel für Highgate Redwing, doch dann brach auf dem Rasen das Chaos aus, und es wurde ein richtiges Gemetzel. Ich war damals acht Jahre alt, stand an der Seitenlinie auf dem großen schwarzen Sanitätskasten und schnitt Orangen. Als ich aufsaß, fand ich mich plötzlich in einem fast mittelalterlichen Handgemenge wieder – alle, auch meine beiden Brüder, schlugen wie wild aufeinander ein. Ich rannte zu meinem Vater und klammerte mich vor Angst an sein Bein, während er sich gerade mit einem Typen anlegte. Als sich die beiden aus vollem Halse anbrüllten, begriff ich plötzlich, wie ernst meine Familie dieses Spiel nahm.

Auf einem meiner Lieblingsfotos von mir und meinem Vater kicken wir 1974 auf einem viereckigen Rasenstück in Glasgow einen Ball herum, bevor wir uns das Länderspiel Schottland gegen England im Hampden-Park-Stadion ansehen. (Für alle, die später eingeschaltet haben: Endstand 2:0 für Schottland.) Er war damals neunundsechzig und trug einen Anzug, das hinderte ihn jedoch nicht daran, den Ball wie ein Zweiundzwanzigjähriger zu beherrschen.

Für Dad stand Fußball ganz klar an erster Stelle oder zumindest so nahe an der ersten Stelle, wie das in einer langjährigen Ehe möglich war. Einmal warf meine Mutter seine Fußballschuhe ins Feuer, weil er Weihnachten im Krankenhaus verbrachte, nachdem er sich in einem Spiel ein Bein gebrochen hatte. Sie hatte ihn vorher gebeten, nicht zu spielen. Und am Morgen der Hochzeit meiner Schwester Peggy sahen mein Vater und meine Brüder keinen Grund, nicht zu dem für den Tag angesetzten Highgate-Redwing-Spiel zu gehen. Dummerweise war es ein Pokalspiel, das in die Verlängerung ging, und so kamen sie zu spät zur Hochzeit. Mum war außer sich, und für einen Moment sah es so aus, als würden Dads Schuhe wieder im Feuer landen, aber diesmal, während er noch in ihnen steckte. Meine Mutter sagte immer: »Der vermaledeite Fußball hat in diesem Haushalt mehr Ärger verursacht als zwei Weltkriege.« Und das war keine Übertreibung.

Ich kann nur vermuten, dass mein Vater viel in mein Probetraining bei Brentford investiert hat – streng genommen wohl mehr als ich. Ich nehme an, dass er sich hinreißen ließ zu glauben, meine große Zeit sei gekommen. Und als dann nichts daraus wurde und das Telefon nicht klingelte, hat ihn die Wahrheit wahrscheinlich härter getroffen als mich. Don und Bob waren gute Spieler, aber keiner von beiden ist Profi geworden. Ich war Dads letzte Chance auf Ruhm und Ehre im Fußball.

Na ja, er ist drüber weggekommen. Später erzählte er der Presse, meine Profikarriere sei an einem eingewachsenen Zehennagel gescheitert, die Folge zu enger Schnabelschuhe. Die Zeitungen haben die Geschichte dankbar angenommen.

Was mich angeht: Ich liebte Fußball, dafür hatten mein Vater und meine Brüder gesorgt. Sie nahmen mich 1959 zu meinem ersten Länderspiel England gegen Schottland ins Wembley-Stadion mit, jenem Spiel, in dem die englische Legende Billy Wright den hundertsten Sieg in einem Länderspiel einfuhr, und ich wunderte mich, warum meine Familie geschlossen Schottland zujubelte, bis der Groschen irgendwann fiel. Wir kehrten traurig nach Hause zurück: England gewann 1:0. Die Ereignisse jenes Tages und die Bilder schottischer Spieler an der Wand im Zimmer meines Bruders Bob machten mir meine schottische Herkunft bewusst; das war der Beginn eines langen, gewundenen (und teuren) Weges als Schottland- und Celtic-Fan, der ich noch immer bin. Aber mit Fußball den Lebensunterhalt verdienen? Darüber dachte ich nie ernsthaft nach. Fußball brannte kein Loch in meine Brust, wie es die Musik bald und sehr plötzlich tun sollte.

Statt Fußball waren schon bald Tapeten angesagt. Mein Vater organisierte mir einen Vollzeitjob als Siebdrucker für die Shand-Kydd-Tapetenfabrik in Kentish Town. Die Arbeit war gut bezahlt – so gut, dass ich die Hälfte des Wochenlohns meinen Eltern für meinen Lebensunterhalt geben (warum tun meine Kinder das nicht?) und trotzdem noch stolzer Besitzer eines Sparkontos bei der Post werden konnte. (Anmerkung: Ich hatte schon immer ein Händchen für Geld.) Doch wie bereits erwähnt, bin ich ja farbenblind. Das schränkt die Aufstiegsmöglichkeiten in der Tapetenindustrie enorm ein. Ist man farbenblind, kann man nicht Luftwaffenpilot werden. Und einer der anderen Berufe, die ebenfalls wegfallen, ist Tapetendesigner.

Also endete auch diese Karriere, und in meinem nächsten Job baute ich in einem kleinen Nebengeschäft eines Bestatters in Nordfinchley Bilderrahmen zusammen. Wieder eine kurzlebige Sache. Ein, zwei Tage half ich bei einem Elektriker in einem Haus in Richmond aus, schob in gebeugter Haltung Kabel in Kabelkanäle. Und an einigen Samstagen verdiente ich ein paar Kröten auf dem Highgate-Friedhof, wo ich Grabstellen ausmaß und mit einer Schnur absteckte. Man lernt eine Menge über sich selbst, wenn man körperliche Arbeit verrichtet. Was ich über mich lernte: dass ich keine körperliche Arbeit mag.

Übrigens liegt in diesen wenigen Stunden Gelegenheitsarbeit der Ursprung des Mythos, ich sei einmal Totengräber gewesen. Diese herrlich mysteriöse Hintergrundgeschichte gefiel mir ganz gut, und ich ließ sie im Umlauf. Doch auch das können wir aus den Akten streichen. Ich war genauso wenig Totengräber, wie Gordon Ramsay je für die Rangers spielte.

Und so rutschte ich als Jugendlicher von einem kurzen, unbefriedigenden Job in den nächsten. Ich lebte immer noch bei meinen Eltern – die bald nicht mehr in der Archway Road 507 wohnten, sondern in einer Zweizimmerwohnung in derselben Straße über einem Süßwarenladen und Zeitschriftenkiosk mit einem Schild, auf dem »JR Stewart – Süßwaren« stand. Der Laden war seit scheinbar ewigen Zeiten von einer exzentrischen alten Dame geführt worden, die alle Zeitungen selbst austrug und mit in Stoff gewickelten Füßen durch die Straßen stapfte. Unter den Anwohnern war er berüchtigt wegen seiner Enge, des muffigen Geruchs und des einsamen Schokoriegels in verblichene Einwickelpapier, der die Fensterdekoration darstellte. Als die alte Dame starb, übernahm mein Vater das Geschäft, weil er sich dem Rentenalter näherte und lieber eine etwas weniger strapaziöse Arbeit verrichten wollte. Er verdiente damit kein Vermögen, obwohl es vielversprechend begann: Als er die alten

Zeitungsstapel wegräumte, die die Vorbesitzerin anscheinend anstelle von Möbeln besessen hatte, entdeckte er zu seiner Freude sorgfältig zwischen die Seiten geschobene Banknoten – die gut versteckten Ersparnisse der alten Dame.

Die Vor- und Nachteile, über dem Zeitungsladen der Eltern zu wohnen? Das Gute: jederzeit sofortiger Zugang zu den Flake-Schokoriegeln von Cadbury. Das Schlechte: eine überdurchschnittlich hohe Wahrscheinlichkeit, dazu gezwungen zu werden, Zeitungen auszutragen. Immer, wenn ich gerade arbeitslos war, sah mein Vater keinen Grund, weshalb ich ihm nicht zur Hand gehen sollte. Ich wurde morgens um sechs geweckt – nicht gerade etwas, womit man sich einen Jugendlichen zum Freund macht – und stolperte mit verquollenen Augen in den Laden, um mit den anderen Zeitungsjungen die Zeitungen aufzuteilen. Die Jungen waren allesamt neun oder zehn Jahre alt und (ebenfalls allesamt) unverschämte kleine Biester. Von einer Erniedrigung solchen Ausmaßes kann das Reality-TV nur träumen.

Von der Schuluniform befreit und begünstigt durch mein kleines Einkommen, fing ich an, mich für Kleidung zu interessieren. Und damit war ich nicht allein. Als ich noch ein Kind war, boten die Läden lediglich »Männerkleidung« und »Jungskleidung« an, wobei »Jungskleidung« einfach Männerkleidung in kleineren Größen war. Doch in den Fünfzigern entstand mit der Entdeckung des Teenagers und dem gestiegenen Wohlstand ein ganz eigener Markt für spezielle Kleidung für junge Erwachsene. Und London wurde rasch das Mekka der Modeszene.

Es war eine großartige Zeit, um jung zu sein und sich rauszuputzen. Auf der Seven Sisters Road konnte man gute Teile für wenig Geld finden: eine Bolero-Jacke mit einem kleinen Gürtel am Rücken, Röhrenhosen mit einem geknöpften Schlitz an der Seite – die Knöpfe waren der Hammer. Und spitze Schuhe aus Presspappe – Leder war nach dem Krieg knapp und unvorstell-

bar teuer. Schuhe aus Presspappe waren nicht gerade das Gelbe vom Ei. Bei Nässe zog sich ein hässlicher weißer Salzrand über die Spitzen. Und trat man aus Versehen in eine Pfütze, wurden aus den Schuhen Gamaschen – aber keine tragbaren. Nach sechs Monaten steckte man neue Pappe hinein, um die Löcher in der Sohle zu stopfen, damit sich die Socken bei Regenwetter nicht mit Wasser vollsogen.

Erst 1963, als ich achtzehn wurde, hatte ich genug gespart, um mir bei Anello & Davide in Covent Garden ein Paar heiß ersehnte Chelsea-Boots aus Leder leisten zu können. Ich trug sie mit Stolz und hielt mich für was ganz Besonderes, bis ich in ein Café in Muswell Hill spazierte und dort einen Typen sah, der genau dieselben Stiefel trug. Er hieß Ewan Dawson, und aufgrund unseres Schuhgeschmacks wurden wir schnell gute Freunde. Er blieb viele Jahre lang ein treuer Weggefährte.

Doch mein Interesse für Kleidung war geweckt – und das für Sex. Dabei spielte ich – wie bei Brentford – erst einmal auf Probe. Ein Mädchen hatte mir erlaubt, draußen vor dem Odeon-Kino in Finchley eine ihrer Brüste zu berühren – ein gewaltiger Durchbruch. Nur eine Brust, wohlgemerkt. Hätte ich beide berührt, hätten wir heiraten müssen. Später ließ mich ein anderes Mädchen sogar ihr Allerheiligstes berühren. Das machte mich nicht nur unglaublich stolz, ich weigerte mich auch mehrere Tage lang, diese gesegnete Hand zu waschen. Danach beging ich bei einem dritten Mädchen den großen taktischen Fehler, den zweiten Schritt vor dem ersten zu machen, und wurde dafür scharf zurechtgewiesen: »Erst die Titten, bitte!«

Es ist nicht einfach, ein angehender Don Juan zu sein, wenn man mit seinen Eltern in einer Zweizimmerwohnung über einem Süßwarenladen wohnt. Aber auch die ordentliche, respektable Sozialwohnung um die Ecke in der Kenwood Road, in die meine Eltern umgesiedelt wurden, als »JR Stewart – Süßwaren«

zur Verbreiterung der Archway Road abgerissen wurde, schien mir nicht geeignet, Frauen so zu beeindrucken, wie sie meinem Verständnis nach beeindruckt werden wollten. Daher lud ich ein Mädchen »zu mir nach Hause« ein, blieb in der Bahn jedoch bis East Finchley sitzen und ging mit ihr über die breite Bishops Avenue, die von großen, freistehenden Häusern mit asphaltierten Auffahrten gesäumt war. Dort suchte ich ein Haus aus, in dessen Einfahrt mehrere Autos standen, blieb plötzlich stehen und gab vor, bestürzt zu sein, weil Dad *geschäftlichen Besuch* hatte, sodass wir *auf gar keinen Fall* reingehen konnten. Und dann kehrten wir um und gingen zurück, und wenn ich Glück hatte, war das Mädchen so beeindruckt von meinem Grundstücksbesitz, dass es mir in der U-Bahn-Station die Hand in die Hose steckte. Ich schwöre, dieser Trick hat öfter funktioniert, als man vielleicht denken würde.



Mit sechzehn verbrachte ich die meisten Abende zu Hause – bis auf mittwochs beim Fußballtraining. Sonst war ich eigentlich immer drinnen und sparte Geld und Energie fürs Wochenende, das ich im West End verbrachte – im Duke of York in Rathbone oder dem Porcupine am Leicester Square. Manchmal wussten meine alten Schulkameraden – Kenneth Pearson, Clive Amore, Kevin Cronnin und Brian Boreham, die mein aufkeimendes Interesse an Musik, Klamotten und Mädchen teilten – von einer Party in Earls Court. Dann fuhr man mit der U-Bahn dorthin und folgte mit einer großen Dose Cider unter dem Arm einfach dem Lärm.

Und dann erwähnte einmal jemand das Beaulieu Jazz Festival – ein Wochenende lang Musik und Saufen unter freiem Himmel auf dem Gelände eines hochherrschaftlichen Anwe-

sens mitten im New Forest von Hampshire. Das Beaulieu fand 1961 zum sechsten Mal statt und war der Vorreiter für alle anderen Festivals, die in dieser Dekade wie Pilze aus dem Boden schossen. War es nicht letztes Jahr beim Ende des Festivals beinahe zu Ausschreitungen gekommen? Hatten sich die Fans des traditionellen und die des modernen Jazz nicht eine alkoholgeschwängerte Rauferei geliefert? Das wollte natürlich niemand verpassen, obwohl sich meine Freunde weder für modernen noch für traditionellen Jazz sonderlich interessierten. Darum ging es nicht. Es ging darum, zur Szene zu gehören. Ein bisschen kostspielig natürlich, das musste aber kein Problem sein, denn da gab es diesen schönen Pub, Montagu Arms, an einem Tidefluss gegenüber vom Festivalgelände. Es hieß, dass man im Pub trinken konnte, bis der Wasserstand sank, und dann durch den Fluss waten und durch den Abwasserkanal auf das Festival gelangen konnte, ohne sich eine Eintrittskarte gekauft zu haben. Danach duftete man zwar nicht gerade nach Rosen. Dafür war man umsonst reingekommen.

Ich ging also mit, und es funktionierte hervorragend. Wir blieben so lange im Pub, bis der Wasserstand gesunken war, dann gingen wir zu besagtem Schlupfloch. Zu unserer großen Erleichterung stellte sich heraus, dass es gar kein Abwasser-, sondern ein Überlaufkanal war. Wir bekamen nasse Schuhe und mussten ein bisschen durch den Schlamm waten, mehr nicht. Das Rohr hatte einen Durchmesser von über einem Meter, daher konnten wir uns locker durchzwängen. Am anderen Ende versperrte ein Metallgitter die obere Hälfte des Rohrs. Wir duckten uns darunter durch, und schon waren wir drin. Kinderspiel.

Und hier auf einem abgelegenen Flecken Gras, einige Stunden nachdem ich wohlbehalten aus einem Abwasserrohr geklettert war, vielleicht zu den gedämpften Traditional-Jazz-Klängen der

Chris Barber Jazz Band, den Clyde Valley Stompers oder womöglich sogar dem guten alten Acker Bilk, dem legendären Klarinettenisten, verlor ich 1961 meine inzwischen kein bisschen mehr kostbare Unschuld an eine ältere (und größere) Frau. Wie viel älter, kann ich nicht genau sagen – alt genug jedenfalls, dass sie zutiefst enttäuscht war von der Einmal-geblinzelt-schonvorbei-Kürze des Aktes. (Elemente dieser Begegnung flossen später in den Song »Maggie May« ein.)

Ich war natürlich sehr froh, diesen wichtigen Meilenstein in meiner Entwicklung passiert zu haben, auch wenn dieses kurze Techtelmechtel im Gras kein Erlebnis war, das mein Leben verändert und ihm eine neue Richtung gegeben hätte. Ein Jahr später kam es dann aber zu einem solchen Erlebnis: Ich hörte die erste Schallplatte von Bob Dylan. *Das* hat wirklich alles verändert.

Andere Aufnahmen hatten ebenfalls starken Einfluss auf mich gehabt: die Platten von Al Jolson mit ihrer Ausgelassenheit und guten Laune, die Mum immer auflegte und die ich geradezu vergötterte; Eddie Cochrans »C'mon, Everybody« von 1958 (meine ersten öffentlichen Gesangsauftritte waren ohrenbetäubende Versuche, wie Cochran in dem Lied zu klingen); oder im Radio in der Shand-Kydd-Tapetenfabrik der rau-schmelzende Sound von Sam Cooke »You Send Me«, dem ich als Sänger nach-eiferte.

Doch nichts hat mich so bis in die Grundfesten erschüttert wie das Dylan-Album. Ich spielte es immer wieder auf der Familien-Musiktruhe ab. Deren Anzeige versprach Sender aus exotischen Orten wie Moskau oder Kabul, ohne sie je zu empfangen. Doch als sich die Schallplatte in ihrer hölzernen Gruft drehte, schien für meine jungen Ohren etwas in der Färbung der Stimme und in den geheimnisvollen Songtexten aus weiter Ferne zu kommen. Für mich war es der Klang von Amerika. Er

barg alles, was ich für amerikanisch hielt. Dylan sang »Talkin' New York«, und ich wollte umgehend dorthin abhauen. Nicht um meinen Eltern einen Schreck einzujagen – dafür liebte ich sie zu sehr –, sondern um die Welt der Möglichkeiten zu erleben, die in dieser Musik enthalten zu sein schien, die Weite und Offenheit von Amerika. Diese Aufnahme erweiterte nicht meinen Horizont, durch sie bekam ich überhaupt erst einen. Kein anderes Album hatte seitdem eine solche Wirkung auf mich.

Ich wollte in der Lage sein, diese Songs zu singen und zu spielen, um vollkommen darin aufzugehen. Ich hatte 10 Pfund gespart, lieh mir 30 von meinem Bruder Bob und kaufte mir eine anständige Akustikgitarre mit Stahlsaiten, eine Zenith aus einem Musikladen namens Ivor Marants im Londoner West End. Im Gegensatz zu meiner ersten Gitarre hatte sie die angenehme Eigenschaft, sich nicht ständig zu verstimmen – und ich hatte, halleluja, endlich das Stimmen gelernt. Ich besaß nun auch einen Kapodaster, den ich über die Saiten spannen konnte – für mich damals der Gipfel musikalischer Raffinesse. Von irgendwoher ergatterte ich außerdem eine Mundharmonika samt Halter, sodass ich die Dylan-Nummer voll durchziehen konnte.

Es verging mindestens ein Jahr, bevor mir irgendjemand erklärte, dass man eine Mundharmonika nicht nur blasen, sondern auch ziehen kann, ja, dass sich erst in der Kombination aus Blasen und Ziehen das einzigartige Ausdruckspotenzial des Instruments entfaltet. Bis dahin hatte ich nur hineingeblasen und damit geklungen wie ein Hühnchen, das immer wieder gewürgt wird. Aber hey, das nennt man Lernprozess.

An manchen Tagen musste mein Vater nach Islington fahren, um Ware zu bestellen. Dann vertrat ich ihn im Laden. Sobald er weg war, hängte ich das »Geschlossen«-Schild in die Tür, setzte mich in den winzigen Hinterhof neben die Hoftoilette und ver-

suchte, Dylans Songs auf der Gitarre zu meistern. Was ziemlich schwierig war, da ich nicht besonders gut spielen konnte. Den Gesang allerdings bekam ich einigermaßen hin. Ich verbrachte Stunde um Stunde damit, diese Lieder zu lernen, bis mir irgendwann einfiel, dass Dad gleich zurückkommen würde. Dann legte ich die Gitarre weg und öffnete schnell wieder den Kiosk. Dad sagte immer: »Verflix, du hast ja nicht viel eingenommen heute.« Und ich antwortete: »Es war ziemlich ruhig. Kaum Kundenschaft.«

Und so, mit Dylan im Kopf und einem ziellosen jugendlichen Aufbegehren im Herzen, begann meine persönliche Beatnik-Phase. Der entscheidende erste Schritt? Extremer Haarwuchs. Es ist schwer, den Leuten heute klarzumachen, in welchem Maße lange Haare 1962 in Großbritannien tatsächlich schockierten. In einem immer noch sehr einheitlichen, gleichförmigen Land wirkten lange Haare, als gäbe man alle gesellschaftlichen Werte auf – es war wie ein Akt grotesker Rebellion, eine zutiefst kränkende Zurückweisung von allem, was richtig und anständig war. Als ich den Bilderrahmen-Job in North Finchley hatte, gab es dort drei oder vier Typen mit richtig dicken, schulterlangen Locken. Wenn ich mit ihnen die Straße entlangging, erzeugte der Wirbel, den sie verursachten, ein Kribbeln auf meiner Haut. Die Leute wechselten tatsächlich die Straßenseite. Dabei hatten diese Jungs nichts Bedrohliches oder Aggressives an sich. Nur lange Haare. Das genügte.

Also ließ ich mir die Haare wachsen. Das kam mir vor wie ein Schritt in die richtige Richtung. Ich fand, dass langes Haar toll aussah, und die Reaktionen darauf gefielen mir noch besser. Dann hörte ich auf, meine Haare zu waschen, damit sie noch strähniger wurden. Und bald wusch ich mich gar nicht mehr. Gestank war ein wichtiger Teil der Beatnik-Identität, so wie ich sie verstand – oder wie wir sie uns zumindest aufgrund der

spärlichen Informationen über die Beatnik-Kultur, die aus Amerika herüberschwappten, vorstellten. Man war kein echter Beatnik ohne Dunstwolke. Also gab ich das Baden auf und wusch meine Kleidung nicht mehr: mein vorschriftsmäßiges Beatnik-Outfit, bestehend aus Jeans, Rollkragenpullover und Lederweste. Meine Eltern verabscheuten diesen neuen Trend, meine Schwestern und mein Bruder Don waren entsetzt – in erster Linie jedoch darüber, dass ich meinen Eltern so großen Kummer bereitete. Einmal nahm mich Mary beiseite und machte mich zur Sau. Sie war der Meinung, dass ich Mum und Dad Jahre ihres Lebens gekostet hätte. Nur mein Bruder Bob war auf meiner Seite, aber er hatte schließlich auch rebellische Züge und eine längere »Teddy-Boy«-Phase hinter sich, die ebenfalls zu vielen Auseinandersetzungen mit meinem Vater geführt hatte. Bob wusste wohl bereits, dass diese Phasen kommen und gehen.

Außerdem wurde ich politisch – glühend, wenn auch oberflächlich. Ich verurteilte alles. »Wogegen rebellierst du?« – »Schlag was vor.« So in der Art. Ich kaufte mir den *Daily Worker*, ein radikal sozialistisches Blatt, nur um Leute zu ärgern, die keine radikalen Sozialisten waren. Am Arbeitsplatz schlug ich die Zeitung geräuschvoll während der Mittagspause auf, raschelte ordentlich mit den Seiten und verschanzte mich dahinter. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was ich da las, die Wirkung gefiel mir jedoch.

Das war natürlich die goldene Zeit des Protests. Im Oktober 1962 brachte uns die Kuba-Krise ins Schwitzen – Chruschtschow und Kennedy zwei Wochen lang Kopf an Kopf und Großbritannien irgendwo zwischen den Fronten. Der Ausbruch des Krieges, der allen Kriegen ein Ende bereiten sollte, schwebte drohend über unseren Köpfen. Meine Kumpel und ich waren auf alles vorbereitet: Als die Situation sich zuspitzte, packten wir unsere Rucksäcke mit Kleidung und Baked-Beans-Dosen und machten uns per Anhalter auf den Weg nach Schottland. Wir

dachten uns, je weiter nach Norden wir es mit so vielen Baked Beans, wie wir nur tragen konnten, schafften, desto eher würden wir die Sache einigermaßen unbeschadet überstehen. Was vielleicht etwas naiv war. Jedenfalls kamen wir gerade mal bis nach Luton und drehten dann wieder um.

Mit einer ähnlichen Ernsthaftigkeit nahm ich an ein paar Aldermaston-Märschen teil, bei denen Mitglieder der Campaign for Nuclear Disarmament und andere Anti-Atomkraft-Aktivistinnen zu Tausenden vom umstrittenen nuklearen Forschungszentrum der Regierung in Aldermaston zum etwa achtzig Kilometer entfernten Trafalgar Square in der Londoner Innenstadt marschierten. Nun, ich sagte ja: »ernsthaft«. Bei diesen Märschen, die eine Art fahrendes Musikfestival mit Bands und Straßenmusikern waren, musste man unter Umständen mehrere Nächte irgendwo übernachten. Sympathisierende Schulen, die auf dem Weg lagen, öffneten ihre Turnhallen, oder man rollte seinen Schlafsack in einem Gemeindezentrum aus. Ich hatte ein soziales Gewissen, keine Frage. Ich hielt genauso wenig von Atombomben wie der Demonstrant neben mir. Wenn ich genau wie alle anderen »Polaris – raus!« brüllte, dann meinte ich das auch so. Andererseits – junge Leute? Übernachten? In Schlafsäcken? Ich müsste lügen, wenn ich nicht zugeben würde, dass einer der vorherrschenden Gedanken in meinem Kopf vor einem Aldermaston-Wochenende war: *Vielleicht kann ich da ja eine flachlegen.* Und das konnte ich tatsächlich.

Sex in einem Schlafsack ist keine einfache Sache. Noch dazu wurden die Lichter in diesen Gemeindezentren niemals ausgeschaltet, und die vielen Leute um einen herum machten es einem auch nicht leicht, so richtig intim zu werden. Dafür fand jedoch viel lustiges Gefummel statt.

Auf diesen Protestmärschen hatte ich auch immer meine Gitarre dabei. Ich hatte sie mir neben meine Reisetasche mit dem

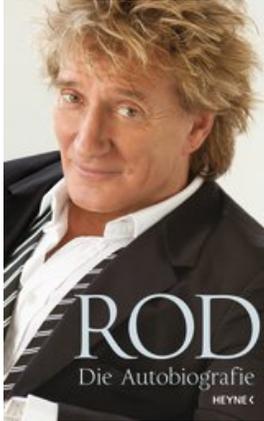
großen selbst gemachten Anti-Atomkraft-Aufnäher auf den Rücken geschnallt. Das war damals eben so üblich: Wer eine Gitarre hatte, nahm sie überallhin mit, und wo auch immer man sich länger aufhielt, holte man sie heraus und schrammelte die paar amerikanischen Folksongs, die man aufgeschnappt hatte – Dylan, Ramblin' Jack Elliott, Woody Guthrie. Man hörte anderen zu und nahm Stücke aus ihrem Repertoire in sein eigenes auf. Tatsächlich waren diese Märsche gewissermaßen meine erste Bühne. In der Öffentlichkeit spielte ich jetzt das, was ich im Hinterhof geübt hatte, anstatt mich um den Laden zu kümmern. Außerdem fuhr ich mit meinen Freunden an den Wochenenden mit dem Zug von der Victoria Station aus nach Brighton an der Südküste Englands – das angesagte Ziel für alle »Beats« und Möchtegern-»Beats«. Dort saß ich in meinem Dufflecoat sehr beatnikmäßig am Strand und spielte Gitarre. Als die Leute immer öfter »Rod, spiel doch mal ›San Francisco Bay Blues« oder »Rod, spiel diesen Dylan-Song« oder »Rod, sing den ›Cocaine Blues« riefen, dämmerte mir langsam, als ich so auf einem Stein hockte und sich ein kleines Publikum vor mir versammelt hatte, dass ich eine Stimme besaß, die die Leute hören wollten.

Im Sommer des Jahres 1962 unternahm ich mit ein paar Freunden den halbherzigen Versuch, die Welt in der aus unserer Sicht obligatorischen Boheme-Art zu bereisen. Es war das erste Mal, dass ich England verließ. Tatsächlich hatte ich mich zuvor nicht weiter von London entfernt als bis Brighton. Ich lieh mir etwas Geld, nahm die Fähre nach Frankreich und gelangte per Anhalter entlang der Route Nationale nach Paris. Dort musizierte ich vor dem Café Les Deux Magots, sang immer wieder »You're No Good«, »It Takes a Worried Man to Sing A Worried Song« und »Rock Island Line«, verdiente damit ein paar Francs, kaufte mir Baguette, schlief in der Nähe des Eiffelturms unter einer Seine-Brücke, und dann war ich auch schon wieder zu

Hause. Eine zweite Reise per Anhalter einige Zeit später führte mich in den Süden nach Spanien, wo ich mit einer Gruppe reisender Engländer unter den Kragdächern von Camp Nou, dem Fußballstadion von Barcelona, schlief. Dort sammelte uns die Polizei ein und überließ uns dem britischen Konsul, der uns in milder Ungnade nach Hause fliegen ließ – zumindest saß ich so zum ersten Mal in einem Flugzeug.

Ich habe meine Eltern in dieser Zeit einige Nerven gekostet, wie mir erst im Nachhinein klar wurde. Oft wussten sie gar nicht, wo ich war, das machte ihnen Sorgen. Nicht minder die Haare und der Gestank. Und die allgemeine Orientierungslosigkeit.

Dabei wollte ich mich doch nur selbst ausdrücken – tat das anscheinend aber nicht sonderlich überzeugend. In Shoreham, in der Nähe von Brighton, war ich das Anhängsel einer Truppe von Beatniks, die auf einem Hausboot herumhingen und es schließlich in die überregionalen Nachrichten schafften, weil sie sich eine Schlacht mit der Polizei lieferten, als die das Boot mithilfe von Schlagstöcken zwangsräumen wollte. Die Hand des Gesetzes schubste sie förmlich von Bord. Obwohl ich, Kenneth, Clive, Kevin, Brian und die anderen Londoner Mächtegerns verzweifelt versuchten, von dieser Beatnik-Elite akzeptiert zu werden, betrat ich dieses Boot nur einmal, glaube ich. Zumindest kann ich mich noch an den Gestank erinnern. Der harte Kern betrachtete mich als nicht ernst zu nehmenden Wochenend-Beatnik. Einmal fuhr ich drei Tage hintereinander nach Brighton und dachte: »Jetzt hab ich's geschafft, jetzt gehöre ich dazu. Immerhin ist es Montagvormittag, und ich hänge hier am Strand rum.« Doch der harte Kern wollte mich weiterhin nicht akzeptieren. Verständlich. Schließlich war ich ein Rebell mit einem Sparkonto bei der Post – ein Beatnik, der immer wieder gern zurück zu seiner Mama ging.



Rod Stewart

## **Rod - Die Autobiografie**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-453-20023-4

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Do ya think I'm sexy?

Er besitzt nicht nur eine der markantesten Stimmen der Musikgeschichte und hat mit seiner Musik über die letzten 50 Jahre den Soundtrack zum Leben von Millionen Menschen geliefert – er ist auch jenseits der Bühne eine der charismatischsten Erscheinungen unserer Zeit. Jetzt endlich blickt er in seiner Autobiografie zurück auf ein pralles Leben, von den wilden Anfängen bei der Jeff Beck Group bis zu seiner Zeit als Solokünstler. Er erzählt von seiner Fußballbesessenheit, seinen zahlreichen Liebschaften und Ehen – und vom Geheimnis seiner Frisur.

»Sailing«, »Maggie May«, »Tonight's the Night« oder »Stay With Me« – die Liste der Klassiker, mit denen Rod Stewart Musikgeschichte geschrieben hat, ist ewig lang. Mit seiner unvergleichlichen Reibeisenstimme, der wilden blonden Mähne und den extravaganten Outfits ist Rod the Mod eine Ausnahmeerscheinung in der Rockszene. Seit nahezu 50 Jahren füllt er die Clubs und Stadien dieser Welt, hat mit allen Stars zusammengearbeitet und gilt als einer der größten Sympathieträger unserer Zeit. In seinen Memoiren erzählt er very british von seiner Jugend im Nachkriegslondon, seinem Traum, es als Profifußballer zu etwas zu bringen, bevor er die Musik für sich entdeckte. Erste größere Erfolge feierte er mit der Jeff Beck Group, berühmt-berüchtigt waren anschließend die »Sex, Drugs & Rock 'n' Roll«-Exzesse bei den Faces. Zum absoluten Superstar stieg er Anfang der Siebzigerjahre als Solokünstler auf. Neben seinen Qualitäten als Songwriter und Sänger machte er durch zahlreiche Liebschaften und Ehen Schlagzeilen. Doch der Bad Boy des Rock 'n' Roll ist bis heute weltweit beliebt, seine Memoiren sind die Krönung einer beispiellosen Erfolgsgeschichte.



**Der Titel im Katalog**